

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Wells, Robison**

**Ihr seid nicht allein**

Thriller

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

**1** Wie versteinert starrte Jane mich an. Sie war älter, als ich sie in Erinnerung hatte – älter als die Jane, die ich kannte. Ihre Haut, die immer glatt und makellos gewesen war, war jetzt mit Sommersprossen übersät, Wangen und Nase waren von der Kälte gerötet.

»Ich dachte, du wärst gestorben«, sagte sie noch einmal.

Ich schüttelte den Kopf, unfähig zu sprechen.

Sie kam auf mich zu, und ich zuckte zurück. Ich wusste, was sie war. Sie war vielleicht nicht Jane 117C, aber sie war etwas in der Art. Eine ältere Version, vielleicht ein anderes Experiment. Ein Feind.

Becky war allein da draußen im Wald und starb, und ich war direkt in eine Falle getappt.

»Sie werden nach dir suchen«, sagte sie. »Sie brauchen bestimmt nicht lange.«

Ich zögerte und starrte sie an. Sie war genau wie Mason oder Carrie oder Mouse oder irgendeiner der anderen aus der Schule – sie wusste nicht, was sie war. Sie glaubte, sie half mir. Ich machte einen Schritt zurück.

»Geh nicht«, bat sie. »Wir können dich verstecken.«

»Nein.« Ich nahm die Segeltuchplane, die zu meinen Füßen lag und deretwegen ich in diese Scheune gekommen war – etwas, was Becky warm halten würde. Dann wich ich zurück Richtung Tür.

»Warte«, sagte sie flehentlich.

»Es ist nicht wahr«, sagte ich und legte die Hand auf den alten hölzernen Türgriff. »Alles, was du glaubst. Es ist gelogen.«

Ich wusste nicht, was ich sonst sagen sollte. Wie erklärte man jemandem, dass er nicht echt war?

»Warte«, wiederholte Jane. »Ich weiß es. Ich weiß Bescheid über die Roboter.« Sie öffnete den Reißverschluss ihrer dünnen Baumwolljacke, zog sie halb aus und hielt den Unterarm hoch.

Aus einer Tasche ihrer Schürze zog sie ein Teppichmesser und hielt die Klinge in die Flamme der Laterne. Dort, wo der Unterarmknochen dicht unter der Haut lag, war der Arm mit Dutzenden dünner Narben übersät – einige waren glatt und rosig und verheilt, andere noch frisch und verschorft.

Ich war sprachlos.

»Ich bin ein Mensch«, sagte Jane. »Wir sind alle Menschen.«

Sie nahm die Klinge aus der Flamme und hielt sie an ihre Haut.

**2** »Du kannst das«, sagte ich. Ich legte den Arm um die zitternde Becky und versuchte, sie aufrecht zu halten. »Nur noch über den nächsten Hügel, und dann ruhen wir uns noch mal aus.«

»Ich verstehe das nicht«, wiederholte sie und nuschelte dabei ein bisschen. Obwohl es sehr kalt war, war sie heiß vom Fieber. Das konnte nur bedeuten, dass die Wunde an ihrem Arm sich entzündet hatte.

»Wir müssen weiter«, sagte ich.

Sie nickte, doch sogar das wirkte halb bewusstlos, als hätte sie allmählich nicht einmal mehr die Kraft, den Kopf hoch zu halten.

»Fünfzig Meilen?«, flüsterte sie.

»Das wissen wir nicht. Das haben wir nur immer angenommen. Aber nach allem, was wir wissen, stoßen wir vielleicht in zwei, drei Meilen auf einen Highway.«

Ihr fielen im Gehen die Augen zu. Sie döste langsam ein. Sie hatte zu viel Blut verloren.

»Wo hast du die Plane her?«, fragte sie. Das hatte sie mich schon einmal gefragt, und ich hatte versucht, es ihr zu erklären.

»Da ist eine Ortschaft«, erwiderte ich.

»Warum gehen wir nicht da hin?«

»Das können wir nicht.«

»Du hast mit ihnen gesprochen? Mit den Leuten in diesem Ort?«

»Ja. Wir können da nicht hin.«

Sie wurde immer langsamer, und ich versuchte, ihr zu helfen, schneller zu gehen.

»Wissen sie über die Schule Bescheid?«

Sie rutschte auf nassem Laub aus. Ich fing sie auf, aber als ich sie dabei fest umfasste, schrie sie vor Schmerzen. Der Stofffetzen, der um ihre Wunde gewickelt war, war dunkel von ihrem Blut.

»Ich schaffe es nicht«, murmelte sie.

»Doch, du schaffst es.«

»Lass mich hier.« Erschöpft sank Becky auf die Knie. Sie riss die Augen weit auf und versuchte, den Blick auf mein Gesicht zu konzentrieren. »Lass mich mit ein paar Sachen hier – die Plane, ein bisschen Essen. Geh und hol Hilfe.«

»Die Schule sucht nach uns«, erwiderte ich. »Sie werden dich finden.«

»Dann beeil dich.«

»Das könnte tagelang dauern. Ich lasse dich nicht allein.«

»Was ist mit diesem Ort?«

Ich zögerte und wusste nicht, was ich ihr antworten sollte.

Jane hatte sich in ihr eigenes Fleisch geschnitten. Die geschwärzte Spitze des sterilisierten Teppichmessers hatte ihre Haut am Unterarm zerteilt und den rosig-blutigen Knochen darunter freigelegt. Sie war zusammengezuckt, aber sie hatte es getan ohne zu zögern. Sie hatte das schon mal getan, ein paar dutzend Mal. Womöglich sogar mehrere hundert Mal.

Becky fielen die Augen wieder zu. Ich kniete mich neben sie und nahm ihr schmutziges Gesicht in die Hände, um sie wachzuhalten.

»Was ist mit diesem Ort?«, fragte sie wieder. »Hast du es der Polizei gemeldet?«

»Es gibt da keine Polizei.«

Ich spürte, wie ihr Körper an meinem bebte, als sie nach Luft rang. »Warum nicht?«

»Wir müssen weiter.« Ich half ihr hoch und versuchte, sie zum Gehen zu zwingen. Ihre zittrigen Beine stolperten vorwärts, aber sie wehrte sich.

»Sag mir, was da ist.« Jetzt sah Becky mich an. Ihr Gesicht war beinahe ebenso weiß wie die Schneeflocken auf ihrem Haar. Sie wirkte nicht verängstigt. Sie wirkte nicht beunruhigt oder grimmig oder zuversichtlich oder irgendetwas. Sie sah mich bloß an. Sie war nur noch halb bei Bewusstsein. Nur noch halb lebendig.

»Jane ist da«, sagte ich. »Und andere.«

Sie blinzelte. »Jane ist tot.«

»Diese Jane nicht. Sie ist echt. Ein Mensch. Alle, die in der Schule Roboter waren ... hier sind sie Menschen.«

»Es kann nicht Jane sein. Das ist auch ein Roboter«, entgegnete Becky. »Es ist eine Falle.« Der Schock angesichts meiner Neuigkeit schien sie vorübergehend wieder wacher zu machen.

»Sie ist ein Mensch«, sagte ich. »Sie hat sich in den Arm geschnitten. Ich habe den Knochen gesehen.«

Mit weit aufgerissenen Augen sah Becky mich an.

»Es sind Menschen«, wiederholte ich. »Sie hat mir nicht alles erklärt – dafür war keine Zeit. Aber sie haben da etwas in ihren Köpfen. Sie sind mit den Robotern verbunden.«

»Wenn sie mit den Robotern verbunden sind, dann sollten wir nicht dort hin.«

»Nein, das ist es nicht.« Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Ich hatte keine befriedigenden Antworten. »Sie hat gesagt, sie kontrollieren die Roboter nicht. Sie ... ich weiß nicht ... sie sind einfach mit ihnen verbunden.«

»Es ist eine Falle. Wir dürfen das nicht tun.«

»Ich weiß. Wir gehen einfach weiter.«

»Sie finden mich bestimmt nicht«, sagte sie, es

klang beinahe flehentlich. »Es schneit. Ich kann hier warten.«

»Wenn wir nicht weitergehen, stirbst du.«

Ihr Körper bebte, als sie weinte. Wir wussten beide, dass es die Wahrheit war. Sie hatte zu viel Blut verloren. Ich hatte ihr den Arm verbunden, aber die Wunde war tief und klaffend; sie war so groß, und es lag so viel Muskulatur frei, dass ich mich fragte, ob man sie überhaupt zunähen konnte.

Ich schob sie ein wenig weg von mir und sah ihr in die Augen. Sie erwiderte meinen Blick, unsere Gesichter berührten sich beinahe. An ihren Wimpern hingen Tränen. Sie war bleich und grau im Gesicht.

»Du wirst wieder gesund.«

Sie schwieg.

»Ich kümmere mich um dich. Ich weiß, das klingt verrückt, aber ...«

Plötzlich schlich sich ein verwirrter Ausdruck in Beckys Gesicht, und sie legte den Kopf schräg. »Pst!«

Ich lauschte, bemühte mich zu hören, was sie gehört hatte. Jetzt sah sie nicht mehr mich an, sondern ihr Blick zuckte wild und panisch im Wald umher.

»Was ist?«

»Isaiah«, wisperte sie. »Er kommt.« Sie versteifte sich und packte meinen Arm. »Wir müssen zurück in den Wohnbereich! Bevor sie die Türen verriegeln!«



Ich fühlte mich, als hätte ich einen Schlag in den Magen erhalten. Sie halluzinierte. Wir hatten nicht mehr viel Zeit.

»Becky, wir müssen uns beeilen.« Ich bekam die Worte kaum heraus, so zittrig war meine Stimme.

Sie nickte, wieder liefen ihr Tränen über die Wangen. »Lass nicht zu, dass er mich holt. Ich bin keine Verräterin.«

»Keine Angst, das lasse ich nicht zu.«

Wir stolperten durch den Wald. Meine Spuren von vorhin hatte der heftige Schneefall schon wieder vollständig zugedeckt, aber ich roch den Holzrauch, und im zunehmenden Licht konnte ich in der Ferne den Rauch aus den Schornsteinen ausmachen.

»Er wird mich töten«, murmelte Becky. »Zu uns war er immer am strengsten. Er hat gesagt, wir müssten es eigentlich besser wissen.«

»Isaiah kommt nicht«, erklärte ich ihr. »Isaiah hat nicht mehr das Kommando.«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Wir haben ihn in der Schule zurückgelassen, an einen Heizkörper gefesselt.«

Becky blieb stehen. »Ihr habt was?«

Ihr Blick hatte sich verändert; ihr gesamter Gesichtsausdruck hatte sich verändert. Es war, als hätte ich einen anderen Menschen vor mir.

Jane hatte versprochen, dass sie Becky helfen konnten. Ich musste ihnen einfach vertrauen. Ich hatte keine andere Wahl.

Beckys Augen waren fast geschlossen, und ich trug sie mehr, als dass sie sich selbst vorwärtsbewegte. »Kannst du Isaiah nicht hören?«

Ich spähte in den Wald vor uns. »Wir sind fast da«, sagte ich. Ich konnte das Dorf noch nicht sehen, aber es musste ganz in der Nähe sein. Becky stolperte, und ich verstärkte meinen Griff um ihre Taille.

Ich hatte ihr das angetan.

Allen hatte ich das angetan. Isaiah hatte recht gehabt. Er hatte mir vorgeworfen, ich würde ein Lotteriespiel spielen – dass es mir gleichgültig sei, wie viele starben; Hauptsache, ich sei einer der Glücklichen, die fliehen konnten. Ich hatte entgegnet, er irre sich. Dass wir alle entkommen könnten. Dass, wenn wir als Gruppe flohen, sie uns nicht aufhalten könnten.

Über fünfzig hatten zu fliehen versucht, aber nur Becky und ich hatten es geschafft. Einige waren gleich am Zaun gestorben – wieder sah ich vor mir, wie Oakland in die Brust geschossen wurde, wie Gabby in einer Blutlache auf der Erde lag.

Und sie alle waren zum Zaun gegangen, weil ich sie dazu überredet hatte.

»Stopp«, sagte Becky und löste sich von mir. »Bleib

stehen. Stopp.« Sie nuscelte, doch für einen Moment sah sie mir direkt in die Augen.

»Wir müssen ...«

Sie hob die Hand. Es schien sie ihre gesamte Kraft zu kosten. »Hör doch!«

Ich konnte meinen eigenen Atem hören, regelmäßig und leise, sowie ihren, stockend und flach. Beinahe meinte ich, meinen eigenen Herzschlag zu hören, aber das bildete ich mir wohl ein.

Sie riss die Augen auf und deutete in den Wald – doch jetzt hörte ich es auch selbst: den Motor eines Quads, irgendwo hinter uns.

»Verdammt!« Ich ließ die Plane fallen und nahm Becky auf den Arm. Sie vergrub das Gesicht an meiner Brust, und ich rannte los. Dabei versuchte ich gar nicht erst, unsere Spuren zu verwischen. Wir konnten lediglich versuchen, uns so weit wie möglich von dem Quad zu entfernen, und hoffen, dass unsere Spur vom Schneegestöber zugedeckt wurde.

Irgendwann verlor Becky das Bewusstsein. Ich merkte es daran, dass ihr Körper erschlaffte, ihr einer Arm von meiner Schulter fiel und schlaff herabhing.

Vor uns blitzte etwas Rotes auf, der verblichene Anstrich eines alten Hühnerstalls.

»Wir sind gleich da«, flüsterte ich.